

Siegfried Quandt

Fachjournalismus in Gießen: Geschichte . . .

Eine vorläufige Bilanz

Vorbemerkung

„Fachjournalismus“ ist in der deutschsprachigen Journalistenausbildung und Kommunikationswissenschaft ein neuer Erfolgs-Begriff. Der „Studienschwerpunkt Fachjournalismus Geschichte“ an der Universität Gießen hat zu seiner Karriere beigetragen. Das damit bezeichnete Ausbildungsmodell wird seit 1984 als ressortfeldbezogenes Studium zum Erwerb einer journalistischen Grundqualifikation angeboten und hat starken Zulauf. Die folgenden Ausführungen skizzieren den Begründungszusammenhang sowie die Merkmale, Perspektiven und Probleme des Konzepts.

Das Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft und Journalismus

Wissenschaft und Journalismus haben genau genommen viele Gemeinsamkeiten:

- Sie beziehen sich großenteils auf gleiche oder ähnliche Sachfragen,
- sind auf gleiche oder ähnliche Formen des Erkenntnisgewinns und der Informationsprüfung angewiesen,
- und sie zielen beide auf Veröffentlichung ihrer Arbeitsergebnisse.

Dennoch gibt es zwischen diesen Professionen starke Unterschiede und auch Spannungen – besonders in Deutschland. Ein historischer Grund dafür ist die Prägung ihres Verhältnisses während der Formierung unseres Wissenschaftssystems im Deutschen Kaiserreich. Die Wissenschaft – vor allem die Geisteswissen-

schaft – fühlte sich als „eigentliche“ Publizistik und sah auf die Presse, die publizistische Hauptinstitution jener Zeit, und auf die Journalisten naserümpfend herab.¹ Die Abwertung der modernen Öffentlichkeit und des Journalismus blieb in der deutschen Wissenschaft zum Teil bis in unsere Zeit hinein erhalten. Sie erschwerte den Dialog und die Zusammenarbeit zwischen Professoren und Journalisten.²

Die Kooperations- und Kommunikationsprobleme werden noch dadurch verstärkt, daß auch die Journalisten – insbesondere die in den überregionalen Zeitungen und den elektronischen Massenmedien – inzwischen einen starken Geltungs- und Prominenzanspruch entwickelt haben. Ihre Distanz zur Wissenschaft mag allerdings auch mit ihrer beruflichen Sozialisation zusammenhängen; vor allem unter den älteren Journalisten findet man nämlich noch viele „abgebrochene Studenten“³.

Die Unterschiede und Spannungen zwischen Wissenschaft und Journalismus sind aber nicht nur durch diese historischen und psychologischen Gründe bedingt. Eine wesentliche Rolle spielen dabei die unterschiedlichen Zentrierungen der beiden Arbeits- und Aussage-Systeme: der Wissenschaft geht es primär um methodisch geregelte Sachverhalts- und *Sinnermittlung*, dem Journalismus primär um medien- und publikumsgerechte Sachverhalts- und *Sinnvermittlung*. Die Wissenschaft will das geprüfte Wissen ver-

mehren, der Journalismus die Publikumsbedürfnisse nach Information, Unterhaltung und Bildung erfüllen. Die Wissenschaftler denken eher in langfristigen Bedeutungsvorstellungen und beziehen sich auf latente oder untergründige Aktualität, die Journalisten denken eher in kurzfristigen Bedeutungsvorstellungen und beziehen sich vorwiegend auf die manifeste Tages-Aktualität. Außerdem bestehen erhebliche Unterschiede hinsichtlich der medialen Kompetenz zwischen beiden Gruppen. Hauptmedien der Wissenschaft sind aufs Ganze gesehen immer noch Text und Buch. Die Medien des Journalismus sind stark durch das Bild bestimmt und im übrigen reich differenziert (insbesondere nach dem Aufkommen der „Neuen Medien“). Diese Unterschiede haben sich zu Mentalitäten und Milieus der jeweiligen Profession verdichtet, die Kontakte und Grenzgängertum erschweren. Dennoch bleibt für beide Gruppen die Kooperation reizvoll: um sich Sachkunde zu sichern oder Publizität zu verschaffen.

Die Zusammenarbeit ist aber auch notwendig. Denn letztlich sind beide Berufsgruppen der gleichen Aufgabe verpflichtet. Sie besteht darin, die Traditionen, Probleme und Optionen unserer Welt sach-, medien- und publikumsgerecht darzustellen. Dafür brauchen wir Vorder- und Hintergrundinformation. Das sind Bausteine eines Gefüges von „Geschichten“, dessen punktuelle Spitze die aktuelle Einzelmeldung und dessen letzter Horizont die Universalgeschichte ist.

Im übrigen ist es für die Wissenschaft schon deshalb notwendig, den Journalismus, die Massenmedien und die öffentliche Kommunikation immer stärker zu beachten, weil der Informations- und Kommunikationssektor unserer Gesellschaft inzwischen den relativ größten Teil der Erwerbstätigen beschäftigt und des Bruttosozialprodukts erwirtschaftet.⁴

Defizite der herkömmlichen Journalistenausbildung

Grob gesprochen hat sich die Journalistenausbildung im deutschsprachigen Raum nach 1945 in drei Phasen entwickelt. In der jeweils neuen Phase blieben die Strukturen der vorhergehenden teilweise erhalten. Die erste Phase war durch eine Volontariats-„Ausbildung“ nach dem Prinzip „learning by doing“ gekennzeichnet. Die Mängel dieses Modells in bezug auf Systematik und Horizontweite führten – zusammen mit anderen Faktoren – zur Forderung nach theoretischer Fundierung der Journalistenausbildung und ihrer partiellen Verlagerung an Hochschulen. Diese Art der Hochschulausbildung wurde und wird vorwiegend durch die allgemeine Publizistik- oder Kommunikationswissenschaft geprägt; sie hat zwei Hauptschwächen: sie vermittelt nicht genug Sachwissen (etwa über Geschichte, Politik, Wirtschaft usw.) und tendiert zur Praxisferne. Die Feststellung solcher Mängel⁵ leitete zur dritten Phase über. Sie ist durch eine stärkere sachwissenschaftliche Unterfütterung der Studien und durch intensivere Einbeziehung praktischer Elemente in die Hochschulausbildung gekennzeichnet.

Trotz einiger Neuerungen dieser Art ist die in der Bundesrepublik bestehende universitäre Journalistenausbildung heute immer noch durch vier Defizite bestimmt:

1. Das Gewicht und die Zentrierung der Sachstudien sind unzureichend.
2. Die Bezüge zwischen den sachwissenschaftlichen und den kommunikationswissenschaftlich-journalistischen Studien sind zu schwach.
3. Die Wahrnehmung und Abgrenzung journalistischer Arbeitsfelder ist unscharf.
4. Die praktische Zusammenarbeit zwischen bestimmten Ausbildungsstätten

und bestimmten Redaktionen bzw. Ressortfeldern ist nicht intensiv und kontinuierlich genug.

Dazu einige erläuternde Anmerkungen:

Zu 1. Der unzureichende Anteil der Sachstudien in der deutschen Journalistenausbildung wird schon durch einen kurzen Blick auf die USA erkennbar. Dort müssen die „untergraduate“-Studenten 75 Prozent ihrer Studien in den „arts and sciences“ und nur 25 Prozent im kommunikationswissenschaftlich-journalistischen Bereich absolvieren. In der Bundesrepublik sind die Anteile traditionellerweise eher umgekehrt. Hier werden die Sachstudien zudem meist durch eine Vielzahl häppchenhafter „Zusatzfächer“ (etwa: Politikwissenschaft, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, Rechtswissenschaft, Geschichte, Kunstgeschichte etc.) zerplittert. In dieser Strukturierung der Sachstudien liegt die Gefahr der Einübung in Oberflächlichkeit und „Fetzenjournalismus“. Denn wie kann man auf diese Weise lernen, Probleme genau zu formulieren, Fakten zuverlässig festzustellen, Zusammenhänge und Hintergründe analytisch in den Griff zu bekommen?

Ein Paradebeispiel für sachliche und methodische Inkompetenz im fachjournalistischen Bereich Geschichte/Politik war und bleibt der publizistische Skandal um die sogenannten Hitler-Tagebücher.⁶ Auffällig war nicht nur die sachliche Inkompetenz der Hauptbeteiligten, sondern auch, mit wieviel formaler journalistischer Raffinesse sie eine Zeitlang überspielt werden konnte. Es ist eben nur eine halbe Sache, wenn man immer wieder die Forderung hört, Journalisten oder solche, die es werden wollen, müßten „schreiben können“. Eine solche Fähigkeit ist als Formalkompetenz notwendig, aber durchaus nicht hinreichend. Die „Stern“-Journalisten hätten eben über *NS-Geschichte*

schreiben können müssen oder – andere in einem anderen Themenzusammenhang – z. B. über Interferon. Das heißt, zur Formalkompetenz muß die Inhaltskompetenz kommen. Sie müßte in einem gründlichen und vernünftigt konzentrierten Sachstudium aufgebaut werden.

Zu 2. Der Zusammenhang zwischen Form- und Inhaltsfragen, zwischen Ermittlungs- und Vermittlungskompetenz, verlangt einen intensiven Bezug zwischen den kommunikationswissenschaftlich-journalistischen und den sachwissenschaftlichen Studien. Recherchefragen stellen sich zum Beispiel bei historischen Themen anders als bei Themen, die sich auf Kernkraft oder Gentechnik beziehen. Auch Genre-Fragen sind bereichsspezifisch – etwa die Frage nach der Eigenart der Form „Historisches Dokumentarspiel“.⁷

Zu 3. Ein Journalist kann nicht Fachmann für alle Inhaltsbereiche und Präsentationsformen sein. Bis in den Lokaljournalismus hinein sind spezifische journalistische Arbeitsfelder erkennbar. Sie sind weniger durch ein spezielles Medium oder eine besondere Kommunikationsebene bestimmt als durch inhaltliche Problemfelder und Zuständigkeiten wie Wirtschaft/Recht oder Geschichte/Politik. Sie müßten allerdings für Ausbildungszwecke noch genauer abgegrenzt werden. Diese Grenzbestimmungen sind um so notwendiger, als die „Grenzaufhebungen im Mediensystem“⁸ neue Unschärfen des Arbeits- und Ausbildungsbezugs geschaffen haben.

Zu 4. Akademische Ausbildungsstätten haben heutzutage durchaus Praxiskontakte, aber sie sind häufig zu improvisiert und zu unstetig. Die Kooperation zwischen Wissenschaft und journalistischer Praxis in der Ausbildung ist aber nur dann ergiebig, wenn sie im Rahmen einer längerfristigen Arbeitsbeziehung geschieht.

Die Journalistenausbilder an den Universitäten sollten deshalb – etwa durch Programmberatung oder Resonanzanalysen – in einem dauernden praktischen Arbeitszusammenhang mit bestimmten Redaktionen und Ressortfeldern stehen. Dann können Wahrnehmungsklischees und schiefe Selbstverständnisse, die bei punktuellen Begegnungen emotional verteidigt werden, produktiv in Bewegung geraten. Dabei könnte man auch die Theorie in der Praxis („Wir machen das immer so . . .“) und die Praxis in der Theorie besser profilieren.

Das Gießener Modell – „Fachjournalismus Geschichte“

Im Gießener Ansatz einer Journalistenausbildung wird versucht, aus den ange deuteten Problemen und Postulaten sowie aus vielfältigen weiteren Erfahrungen (auch des Auslandes) Konsequenzen zu ziehen. Wertvolle eigene Erfahrungen konnten vor allem aus der langjährigen Teilnahme an der Journalistenfortbildung und den vielfältigen Aktivitäten der „Arbeitsgemeinschaft Geschichtswissenschaft und Massenmedien“ gewonnen werden, die 1981 für den Bereich der Bundesrepublik Deutschland an der Universität Gießen gegründet wurde⁹. Die Grundstruktur des Gießener Modells „Fachjournalismus“ ist eine generelle, die auf inhaltlich verschiedene Ressort- und Wissenschaftsfelder angewandt werden kann.

Mit diesem Fachjournalismus wird versucht, im Hinblick auf die Ansätze und Probleme der vorhandenen Journalistenausbildung eine vernünftige mittlere Position einzunehmen: und zwar zwischen einem weitläufigen Allround-Journalismus, dem es an hinlänglichem Sachwissen mangelt, und einem engspurigen Wissenschafts-Journalismus, der Anhängsel einer akademischen Disziplin ist und sich

mit weitergehenden Themen oder Publikumerwartungen schwertut¹⁰. In der Gießener Ausbildung soll eine breite sachwissenschaftliche Grundlage geschaffen, in die systematische Analyse öffentlicher Kommunikation eingeführt und Augenmaß für praktische Arbeitsansätze in verschiedenen Medien vermittelt werden. Im Rahmen dieser Grundidee folgt die Gießener Journalistenausbildung vier besonderen Leitaspekten: sie ist fach- und ressortbezogen, kooperativ angelegt, multi-medial ausgerichtet und technologieorientiert.

Das Prinzip Kooperation bestimmt das Gießener Modell in mehrfacher Weise:

- Es werden dauernde Arbeitsbeziehungen zur journalistischen Praxis gepflegt, die der wissenschaftlichen Klärung praktischer Probleme, der Produktionsberatung und der Fortbildung dienen;
- Praxisexperten mit systematischen Interessen tragen die universitäre Ausbildung mit;
- erfahrene Praktiker und Wissenschaftler anderer Hochschulen (auch des Auslandes) werden regelmäßig zu fachjournalistischen Kolloquien oder Arbeitstagen eingeladen, die sich auf aktuelle Probleme beziehen (z. B. der Hintergrundinformation oder der Imagebildung)¹¹.

Dieses allgemeine Modell fachjournalistischer Ausbildung wurde in Gießen unter Bezug auf das Ressortfeld Geschichte/Politik/Gesellschaft entwickelt und als berufsbezogenes Magisterstudium im Fachbereich Geschichtswissenschaften plazierte. Der an irgendeiner Stelle des komplizierten universitären Beschlußverfahrens dann so genannte „Studienschwerpunkt Fachjournalismus Geschichte“ enthält drei Hauptbestandteile: die Sachfächer, die Fachjournalistik und die praktischen Studien (in der Lehrredaktion und

den Praktika). Das obligatorische Hauptfach ist „Mittlere und Neuere Geschichte“; es kann mit einem regionalen Schwerpunkt Westeuropa/Nordamerika oder Osteuropa gewählt werden. Zwei weitere Sachfächer in der Größe eines Studienelementes (etwa 20 Semesterwochenstunden) können von den Studierenden aus der Liste von etwa 25 angebotenen frei gewählt werden (zum Beispiel Soziologie, Text- und Mediengermanistik). Die Fachjournalistik, die sich hier aus der Didaktik der Geschichte entwickelt hat, tritt zwar nur – in Analogie zu dem 75/25-Prozent-Modell in den USA – als Nebenfach auf, hat aber für dieses Studienangebot gleichwohl eine profilbildende Funktion. Ihr wurden daher auch aufwendige Zusatzaufgaben übertragen wie Studienberatung, Eignungsprüfungsverfahren, Betreuung der Praktika, Betrieb der Studios und die Lehrredaktion.

Die abkürzende Bezeichnung „Fachjournalismus Geschichte“ kann zu der Annahme verleiten, es gehe in diesem Studienangebot sachlich ausschließlich um den Inhalt Geschichte. Das wäre für das Ressortfeld, auf das hier Bezug genommen wird, eine unangemessene inhaltliche Engführung. „Geschichte“ ist (nur) als „Pfahlwurzel“ und Kernstück der Sachkompetenz gedacht. Das wissenschaftliche Geschichtswissen ist das sachliche Fundament für journalistische „Hintergrundinformation“ und soll im Studium Hauptübungsfeld für sachsichere Darstellungs-Übungen sein. Durch die beiden anderen Kurzform-Sachfächer wird die journalistische Sachkompetenz ausgeweitet. Außerdem zielt die Fachjournalistik darauf ab, den Inhalt Geschichte in die massenmediale Themenführung einzuordnen und die Studenten zu einer systematischen Erweiterung ihrer Sachkompetenz gemäß den journalistischen Erfordernissen anzuleiten.

Perspektiven und Probleme der fachjournalistischen Studien

Das Arbeitsgebiet Fachjournalistik Geschichte hat sich an der Gießener Universität in Lehre und Forschung seit 1984 stark ausgedehnt. Für Forschungs- und Entwicklungsarbeiten konnten in beträchtlichem Umfang Drittmittel eingeworben werden. Das ist für Geisteswissenschaften ungewöhnlich und resultiert vor allem aus dem Charakter der Fachjournalistik als einer „angewandten“ Wissenschaft (in den USA nennt man das „applied communication research“). Solche Anwendungsbezüge müssen gemäß den Problemen der Praxis und den Potentialen der Wissenschaft immer neu justiert werden. Die Forschungsfragen beziehen sich auf alle Probleme der historisch-politischen Information, Kommunikation und Erfahrungsbildung in und zwischen Gesellschaften. Die Theoriebildung konnte anknüpfen an theoretische Bestände und Elemente der Historik, der Geschichtsdidaktik und der allgemeinen Kommunikationswissenschaft. Zwischenbilanzen wurden in Publikationsreihen und einem medienpezifischen Handbuch vorgelegt.¹² Die Arbeitsansätze in der empirischen Forschung zielen vor allem auf Medien- und Kommunikationsgeschichte, Imageentwicklung im Rahmen von Beziehungsgeschichten und demoskopische Erfassung von Geschichtsbewußtsein.¹³

Ein fundamentales Problem ergibt sich für die kommunikationswissenschaftlich ausgelegte Geschichtsdidaktik bzw. die Fachjournalistik Geschichte – also die wissenschaftliche Bearbeitung des „Fachjournalismus Geschichte“ – aus der traditionellen Vernachlässigung der Informations- und Kommunikationsprobleme in der deutschen Geschichtswissenschaft.¹⁴ Bei ihrer Wendung zu den Quellen, der Erarbeitung einer eigenen Methode und der

Typische Arbeitssituationen im „Studienschwerpunkt Fachjournalismus Geschichte“:



Abb. 1: Das Grundseminar: Einführung in den Fachjournalismus.



Abb. 2: Redaktionsgruppe des Magazins „JoJo – Journal der Fachjournalisten“ bei der Arbeit.

Durchsetzung als Wissenschaft (im 19. Jahrhundert) hat sie ihren Bildungs- und Öffentlichkeitsauftrag mehr und mehr vernachlässigt und schließlich – seit dem positivistischen Historismus – geradezu diskreditiert. Die wissenschaftliche Reflexion geschichtsdidaktischer Fragen überließ sie weitgehend der Pädagogik. Erst ab etwa 1970 entstand in der Historikerzunft notgedrungen ein gewisses Verständnis für ihre didaktische und kommunikative Aufgabe. Damals gerieten das Schulfach Geschichte und die Geschichtslehrausbildung – also die Grundlagen universitärer Existenz und Expansion der Geschichtswissenschaft – unter den Druck öffentlicher Kritik und in die Gefahr, in der Lehrplan- bzw. Hochschulreform schlecht abzuschneiden. Gleichzeitig schrieb Reinhart Koselleck bei einem später viel zitierten Vortrag in Gießen den Historikern ins Stammbuch, sie seien „echo-los zu einer Wissenschaft für die eigenen Spezialisten geworden“.¹⁵ Noch 1979 stellte der Geschäftsführer des Deutschen Historikerverbandes bezüglich der Publikationen seiner Zunft fest: „Die Produktion geht an der Öffentlichkeit vorbei“.¹⁶ Als dann auch noch auf dem Historikertag 1980 die Podiumsdiskussion „Geschichte in den Medien“¹⁷ höchst unbefriedigend ausging, entschlossen sich Rudolf Vierhaus, Direktor am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, und der Verfasser die oben erwähnte „Arbeitsgemeinschaft Geschichtswissenschaft und Massenmedien“ zu gründen.¹⁸ Sie sollte und soll die Kluft zwischen der deutschen Geschichtswissenschaft und den modernen Massenmedien durch Kritik und Kooperation mindern und den Sozialeffekt wissenschaftlichen Geschichtswissens erhöhen.

Zu diesem praktischen Ansatzpunkt und Rahmen fachjournalistischer Arbeit kamen theoretische Impulse aus der Historik

und Geschichtsdidaktik: die Einbettung geschichtswissenschaftlichen Arbeitens in die gesellschaftliche Kommunikation wurde (neu) herausgearbeitet.¹⁹ Damit rückte „Kommunikation“ zu einem zentralen Begriff der Geschichtswissenschaft auf. Der Anschluß an die moderne – etwa die amerikanische – Kommunikationswissenschaft war damit aber noch nicht gefunden. Was heute unter anderem immer noch fehlt, ist eine geschichts- und kommunikationswissenschaftlich fundierte Heuristik historischer Information. Sie müßte das wissenschaftliche Geschichtswissen nach den Kategorien öffentlicher Verwendung erschließbar machen (also etwa als analogiefähige Erfahrung) und sich unter anderem beim Aufbau historischer Datenbanken verwenden lassen.

In solchen Perspektiven sind die positivistisch-historistischen Verengungen der deutschen Geschichtswissenschaft überwunden. Die Fachjournalistik setzt auf Öffentlichkeitsbezug und engen Kontakt zur Kommunikationswissenschaft. Diese fachpolitische Linie schafft viele Entwicklungsmöglichkeiten, aber auch manche neuen Probleme: wissenschafts- und hochschulpolitische. Sie werden im folgenden kurz gestreift.

Die analytischen und pragmatischen Beziehungen zur journalistischen Praxis und öffentlichen Kommunikation erhöhen die Sichtbarkeit und öffentliche Resonanz der fachjournalistischen Arbeit, verstärken aber auch die universitätsinternen Probleme. Denn es gibt ein Haupthemmnis für die Entwicklung solcher Hochschul-Innovationen: die Einengungen und Gegenwirkungen im universitären Binnenraum. Die können bestehen aus Stellenabzug, Mittelkürzung, Einschränkung von Raumnutzung, Erschwerung der Zusammenarbeit mit Außen-Institutionen und anderem mehr. Sie sind begründet in allgemeinen Engpässen, struktureller Verkrü-



Abb. 3: Der Chefredakteur der Nachrichtenagentur Reuter erläutert im „Fachjournalistischen Kolloquium“ Probleme der Hintergrundinformation.



Abb. 4: Arbeitsgruppe im Hörfunk-Studio mit Dr. Schult/ZFP (Zentrale Fortbildung der Programmmitarbeiter/Gemeinschaftseinrichtung ARD/ZDF).

stung, Sichtbarkeitsneid, Angst vor Ressourcenumverteilung und Befremden über den Erfolg eines neuen Wissenschaftskonzepts.

Außenakzeptanz und Expansion entschädigen für solche Schwierigkeiten nur zum Teil. Ganz ohne Entwicklungsschutz kommen Neuansätze dieser Art nicht aus, ob er nun von der jeweiligen Universitätsleitung oder vom zuständigen Ministerium stammt. Historische Erfahrungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert zeigen, daß Universitäts- oder Studiengangsreform allein aus dem Binnenraum heraus offenbar nicht funktionieren. Durchsetzen werden sich solche fachjournalistischen Arbeitsansätze in unserer „mediengeprägten Informationsgesellschaft“ aufs Ganze gesehen schon deshalb, weil sie eine „area of concentration“ mit einem guten „Sitz im Leben“ sind. Ob sie sich in Gießen vervielfältigen und auf Dauer halten lassen, hängt vor allem von der Hochschulpolitik ab.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. hierzu u. a. *Rüdiger vom Bruch*: Zeitungswissenschaft zwischen Historie und Nationalökonomie. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Publizistik als Wissenschaft im späten deutschen Kaiserreich. In: Publizistik 25/1980; S. 579–600.
- ² Vgl. Professoren sprechen mit Journalisten. Ärger der Hochschulen mit den Medien – Ärger der Medien mit den Hochschulen. Hg. vom Deutschen Hochschulverband (Forum des Hochschulverbandes, Heft 41), Bonn 1987.
- ³ Vgl. *Winfried Scharlau* in: Geschichte in den Medien – die Podiumsdiskussion des Würzburger Historikertages 1980. Hg. von Siegfried Quandt, Geschichtswissenschaft und Massenmedien, Gießen 1981, S. 38.
- ⁴ Vgl. *Michael Schenk, Matthias Hensel*: Medienökonomie – Forschungsstand und Forschungsaufgaben. In: Rundfunk und Fernsehen, 4/1987, S. 535–547 (hier S. 537).
- ⁵ Vgl. hierzu u. a. *Siegfried Quandt*: Defizite der Journalistenausbildung aus fachjournalistischer Sicht. In: Jürgen Wilke (Hg.), Zwischenbilanz der

Journalistenausbildung, München 1987, S. 253–261.

- ⁶ Vgl. hierzu Geschichte fernsehen, hg. von Siegfried Quandt und Henric L. Wuermeling, 3/1983, S. 39–46.
- ⁷ Vgl. *Franz Neubauer*: Geschichte im Dokumentarspiel (Geschichte, Politik und Massenmedien, hg. Siegfried Quandt und Guido Knopp, Band 2). Paderborn 1984.
- ⁸ *Claudia Mast*: Grenzaufhebungen im Mediensystem. Auswirkungen auf Kommunikationswissenschaft und Politik. In: Walter A. Mahle (Hg.), Langfristige Medienwirkungen, Berlin 1986, S. 119–126.
- ⁹ Vgl. *Siegfried Quandt*: Geschichtswissenschaft und Massenmedien. Grenzgänge zwischen Zünften. In: Geschichte fernsehen 2/1983, S. 30 f.
- ¹⁰ Zuweilen taucht auch heute noch der Begriff „Wissenschaftsjournalismus“ auf. Vgl. *Stephan Ruß-Mohl* (Hg.): Wissenschaftsjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. München 1986. Nimmt man diese Vorstellung aber beim Wort, so müßte es sich um eine Art Allround-Journalismus für alle Wissenschaften handeln. Eine solche leibnizhafte Universalität ist heute wissenschaftlich und journalistisch illusionär. So werden denn auch in der zitierten Publikation fachjournalistische „Spezialisierungsfelder“ beschrieben. – Ebenfalls problematisch ist der manchmal benutzte Begriff „Wissenschaftsberichterstattung“. Er legt eine lineare Transportvorstellung nahe, als handle es sich nur darum, wissenschaftliche Inhalte über irgendeinen „Kanal“ in die Öffentlichkeit zu befördern. Diese schlichte Vorstellung erfaßt das komplizierte wechselseitige Frage-Antwort-Spiel zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit nicht hinreichend. Vgl. hierzu auch Siegfried Quandt: Ärger der Hochschulen mit den Medien? In: Professoren sprechen mit Journalisten, a. a. O., S. 13–17.
- ¹¹ Vgl. hierzu Fachjournalismus im Gespräch, hg. von Siegfried Quandt, Gießen 1985 ff.
- ¹² Vgl. „Geschichte, Politik und Massenmedien“ (Schöningh) 1982 ff.; „Geschichte, Politik, Wirtschaft. Gießener Texte – Fachjournalismus“ (Schmitz) 1984 ff.; „Geschichte – Grundlagen und Hintergründe“ (Hitzeroth) 1987 f.; das Handbuch „Geschichte im Fernsehen“, hg. von Guido Knopp und Siegfried Quandt erscheint 1988 in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft.
- ¹³ Vgl. u. a. *Siegfried Quandt*: Geschichts- und Kommunikationswissenschaft – der Blinde und der Lahme? Probleme und Perspektiven einer kooperativen Kommunikationsgeschichte. In: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbucher (Hg.), Wege zur Kommunikationsgeschichte, München

1987, S. 712–721. – Derselbe: Deutsch-britische Wahrnehmungen, in: *Fachjournalismus im Gespräch* 2/1986, S. 27–31; *Jürgen Wilke/Siegfried Quandt* (Hg.), *Deutschland und Lateinamerika. Imagebildung und Informationslage*. Frankfurt 1987. – Gunter Stemmler: *Geschichtsbewußtsein und Demoskopie*, in: *Fachjournalismus im Gespräch* 4/1988, S. 47–57.

¹⁴ Vgl. hierzu *Bernd Mütter/Siegfried Quandt* (Hg.): *Historie. Didaktik. Kommunikation. Wissenschaftsgeschichte und aktuelle Herausforderungen*. Marburg 1988

¹⁵ Vgl. *R. Koselleck*: *Wozu noch Historie?* In: *Historische Zeitschrift*, Band 212 (1971), S. 3.

¹⁶ Vgl. *Karl Otmar Freiherr von Aretin*: *Wer soll die deutsche Geschichte schreiben?* In: *FAZ* Nr. 231, 4. 10. 1979.

¹⁷ Vgl. „Geschichte in den Medien“. Die Podiumsdiskussion des Würzburger Historikertages (1980), a. a. O., S. 35–54.

¹⁸ Vgl. *Siegfried Quandt/Rudolf Vierhaus*: *Zur Gründung einer Arbeitsgemeinschaft Geschichtswissenschaft und Massenmedien*. In: *Geschichtswissenschaft und Massenmedien* 1/1981, S. 5–7.

¹⁹ Vgl. u. a. *Jörn Rüsen*: *Historische Vernunft*. Göttingen 1983. (Vgl. zum Beispiel S. 132). *Siegfried Quandt/Hans Süssmuth* (Hg.): *Historisches Erzählen*. Göttingen 1982.